

Dieses berühmte Gleichnis vom barmherzigen Samariter verstehen wir normalerweise als eine eindringliche Aufforderung Jesu, sich um notleidende Menschen zu kümmern, sich für die sozialen Probleme unserer Zeit einzusetzen. Eine solche Auslegung ist sicher ehrenhaft und entspricht auch ohne jeden Zweifel dem Willen Jesu. Doch in diesem Gleichnis Jesu geht es um etwas anderes.

Wenn wir nämlich den Text einmal genau anschauen, dann steht dieses Gleichnis vom barmherzigen Samariter im Rahmen eines Gesprächs zwischen Jesus und einem Gesetzeslehrer, der Jesus ja ganz gezielt auf die Probe stellen will. Dieser Zusammenhang ist für die Auslegung dieses Gleichnisses so wichtig, dass er nicht ausgeblendet werden darf.

Ausgelöst wird dieses Gleichnis durch die Frage des Gesetzeslehrers, wie denn das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe in der Praxis konkret auszusehen hat: „Und wer ist mein Nächster?“ (V 29), so fragt dieser Gesetzeslehrer. Und exakt auf diese Frage antwortet Jesus mit seinem Gleichnis.

Wenn Jesus nun erzählt, dass da ein Priester und dann ein Levit achtlos an einem halbtot daliegenden Überfallenen vorbeigehen, dann ist das zunächst skandalös: Gerade die! Wenn man nun aber weiß, dass Jericho der Wohnort vieler Priesterfamilien ist, dass der 27 km lange Weg zwischen Jericho und Jerusalem, auf dem sich dieses Geschehen abspielt, der gewohnte Weg von und zu ihrer Arbeit im Tempel ist; wenn man weiß, dass die Berührung mit einem Sterbenden sie unweigerlich kultisch unrein macht, und so die Ausübung ihres Dienstes im Tempel unmöglich machen würde, ja, es ihnen also durch das Gesetz verboten ist, den Überfallenen überhaupt nur anzufassen, dann ändert das zwar nichts an dem Skandal des Vorübergehens, aber die Sinnspitze dieses Gleichnisses verschiebt sich ein wenig.

Jesus fordert hier nicht einfach auf, den Nächsten zu lieben, er konstruiert mit dieser Geschichte vielmehr ganz bewusst einen Konflikt zwischen Gottes- und Nächstenliebe; er schildert eine Situation, in denen beide sich gegenseitig ausschließen. Und es ist nichts Geringeres als der Dienst im Tempel in Jerusalem, der ja immerhin der Gipfel jüdischer Gottesverehrung darstellt, es ist das jüdische Gesetz, das diesen Konflikt heraufbeschwört.

Gerade wenn man die Gesprächssituation nicht aus den Augen verliert, wenn man im Blick behält, dass Jesus hier zu einem Gesetzeslehrer spricht, einem Angehörigen der jüdischen Elite, dann wird dieses Gleichnis jetzt zu einer scharfen Kritik am Tempelkult: Was ist das denn für ein göttliches Gesetz, das eine dringend notwendige Nächstenliebe verhindert und sogar verbietet? Kann denn die Gottesliebe zum Hinderungsgrund werden für die Liebe zum Nächsten?

An diesem Tempelkult kann etwas nicht stimmen, an dieser Form der Gottesliebe muss etwas faul sein, wenn sie die Nächstenliebe blockiert. Dieser Tempelkult kann deshalb keine Gottesverehrung, kein Ausdruck von Gottesliebe mehr sein. Die Auswirkung auf diesen konkreten Fall, dass ein Notleidender deshalb sogar übergangen werden muss, ist dafür ein eindeutiger Beleg.

Ist diese Kritik am Gesetz und am Tempelkult allein schon eine heftige Attacke, so setzt Jesus dem noch eines drauf. Nach dem Priester und dem Leviten lässt Jesus nun nicht – wie der Gesetzeslehrer vielleicht erwarten würde – als Kontrast einen jüdischen Laien vorbeikommen, der dem Verletzten hilft, sondern ganz bewusst einen Samariter, einen Erzfeind der Juden, einen, der in ihren Augen gerade wegen des fehlenden Tempels und des fehlenden Gesetzes als ein Heide gilt. Und genau den stellt Jesus dem Gesetzeslehrer in gerade provozierender Weise als Vorbild hin: „Dann geh und handle genauso!“ (V 37)

Jesus berührt hier sehr präzise den wunden Punkt jüdischer Frömmigkeit seiner Zeit. Alles fromme Tun bis hin zum ganzen Tempelkult, das wurde damals verstanden als ein Dienst, eine Pflichterfüllung gegenüber Gott. Wer sich diesen Dienst erspart oder glaubt, darauf verzichten zu können, der setzt das Wohlwollen Gottes aufs Spiel. Deshalb wurden Gott all diese frommen Leistungen erbracht. Gottesdienst war Dienst an und für Gott.

In diesem Verständnis ist es jetzt auch nur logisch, dass absolut nichts, auch kein halbtot daliegender Überfallener, diesen Tempeldienst verhindern darf; das Wohlwollen Gottes gegenüber seinem Volk steht ja auf dem Spiel.

Bei Jesus ist das völlig anders. Gottesdienst ist bei ihm kein Dienst für Gott, sondern genau umgekehrt, es ist der Dienst Gottes für uns. Wir müssen uns die Zuneigung Gottes gar nicht verdienen; wir können das niemals, auch wenn wir uns noch so viel Mühe geben. Jesus selber versteht ja seine ganze Existenz bis hin zu seinem Sterben am Kreuz als einen Dienst an den Menschen, an uns.

Und dieses völlig andere Verständnis von Gottesdienst hat Folgen:

- Gottesliebe und Nächstenliebe können sich nicht mehr gegenseitig ausschließen wie im Falle des Gleichnisses Jesu. Im Gegenteil: Die unverdienbare Liebe Gottes zu uns ist die Quelle, aus der unsere Nächstenliebe erst erwächst.
- Teilnahme am Gottesdienst ist nicht einfach fromme Pflicht, so als wäre Gott auf unseren Dienst angewiesen, sondern ist die konkrete Pflege einer Beziehung, aus der wir leben, und von der alles andere abhängt.
- Wenn ich mir die Begegnung mit ihm erspare, weil mir anderes wichtiger oder sinnvoller erscheint, dann verweigere ich nicht einfach einen Dienst, sondern dann gebe ich Gott zu verstehen: Ich brauch dich eigentlich gar nicht. Und das hat nochmal eine ganz andere Qualität.

Wer sich wirklich einlässt auf die Beziehung mit diesem Gott, und das mit seiner ganzen Existenz, der kann gar nicht anders, als auch den Nächsten zu lieben.